

Maria Kryzstofiak (Hrsg.)

Ästhetik und Kulturwandel
in der Übersetzung

Sonderdruck

2008



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
<i>Brigitte Schultze</i> Individualästhetik als Beobachtungsort literarischer Übersetzungen	9
<i>Jörn Albrecht</i> Schriftsteller als Übersetzer	39
<i>Vera Elisabeth Gerling</i> Genderbewusste Übersetzungswissenschaft: Grundlagen und Perspektiven	61
<i>Hans J. Vermeer</i> Postkoloniale Politik und literarisches Übersetzen – Bemerkungen zu einigen Gedanken von Gayatri Chakravorty Spivak	87
<i>Larisa Schippel</i> Ist Übersetzungsqualität wirklich ein Chamäleon? Von Skopoï, intra- und intertextueller Kohärenz und Translationsnormen	103
<i>Itamar Even-Zohar</i> Gesetzmäßigkeiten der kulturellen Interferenz	117
<i>Zdzisław Wawrzyniak</i> Translate sind Kinder	135
<i>Beate Sommerfeld</i> Das Fremde und das Eigene – Fremdsprachliche Intertexte als Orte der kulturellen Begegnung	145
<i>Maria Krysztofiak</i> Kultursymbole – Grundsteine der Sinnkonstruktion in der Übersetzung. Am Beispiel der Übertragungen der Gedichte von Günter Grass	167
<i>Włodzimierz Bialik</i> Die literarische Übersetzung als Hindernislauf mit unerreichbarem Ziel. Zur polnischen Übersetzung einer Erzählung von Siegfried Lenz	195
<i>Radegundis Stolze</i> Der hermeneutische Ansatz im Übersetzen	205

Even-Zohar, Itamar 2008. "Gesetzmäßigkeiten der kulturellen Interferenz". In Maria Krysztofiak ed. *Ästhetik und Kulturwandel in der Übersetzung*, Katarzyna Lukas trans. Bern: Peter Lang, pp. 117-134.

Itamar Even-Zohar
Tel Aviv

Gesetzmäßigkeiten der kulturellen Interferenz

Sind wir in der Lage, einige allgemeine Gesetzmäßigkeiten der kulturellen Interferenz – oder wenigstens deutlich erkennbare Regelmäßigkeiten – zu formulieren? Einerseits liegen uns viele Fallstudien und Beiträge zu wechselseitigen Beziehungen zwischen verschiedenen Gesellschaften und Kulturen vor, andererseits gibt es darunter nur wenige Versuche, aus den zahlreichen Forschungsergebnissen generelle Schlussfolgerungen abzuleiten. Der vorliegende Beitrag versteht sich als einer dieser Versuche. Es handelt sich dabei grundsätzlich um eine Neuentwicklung der vorangegangenen Konzepte, die der Verfasser 1978 im Rahmen der Literaturtheorie vorgelegt und seitdem umgearbeitet hat.¹ Genauso wie in den vorausgehenden Fassungen dieser Studie ist es auch hier mein Anliegen, nicht etwa einen abgeschlossenen Katalog von ‚Gesetzen‘ aufzustellen, sondern die bloße Möglichkeit aufzuzeigen, dass bestimmte wiederholbare Muster und Regelmäßigkeiten sich formulieren und untersuchen lassen.

I. Kontakte und Interferenzen

Kontakte lassen sich als Beziehungen zwischen Kulturen definieren, wobei die jeweilige Kultur A (Ausgangskultur) zur Quelle des direkten oder indirekten Transfers in eine andere Kultur B (Zielkultur) werden kann. Sobald diese Möglichkeit verwirklicht wird, kann man den Fall als vollzogene Interferenz bezeich-

1 Diese Studie ist eine Umarbeitung meines Beitrags „Laws of Literary Interference“ (in: *Poetics Today* 11:1, 1990, S. 53-72), der seinerseits auf meinem Artikel „Universals of Literary Contacts“ (in: Frank Coppieters/ Didier Goyvaerts (Hrsg.): *Functional Studies in Language and Literature*, Ghent 1978, S. 5-15 sowie in *Papers in Historical Poetics*, Tel Aviv 1978, S. 45-53) basiert und für die Zwecke der Kulturforschung adaptiert wurde. Die Anpassung war relativ unproblematisch, weil die Vorschläge in der ursprünglichen Studie eigentlich von Anfang an über den engen Rahmen der Literaturwissenschaft hinausgingen und auf das umfangreiche Gebiet der Kulturforschung ohne weiteres anwendbar sind. Ich bin Gideon Toury für seine kritische Lektüre und die wertvollen Hinweise zu Dank verpflichtet.

sind. Bei direkten Kontakten ist die Ausgangskultur den zweiseitigen Rezipienten auch ohne institutionalisierte Mittlerinstanzen zugänglich. Zum Beispiel können bei Minderheiten, die inmitten einer Mehrheit leben und deren Kultur tagtäglich ausgeliefert sind, Interferenzen viel stärker sein als in solchen Fällen, wo die Zielgruppe in der Lage ist, der Quelle einigermaßen auszuweichen. Auf der anderen Seite laufen Kontakte in dem letzteren Fall über vermittelnde Instanzen ab, wie etwa Importeure unterschiedlicher Sorten. In beiden Fällen mag der Import als wichtigster Transferweg fungieren, dennoch ist es klar, dass die Rolle des Imports als selbständigem institutionalisiertem Verfahren desto unentbehrlicher wird, je mehr die Vermittler unentbehrlich sind. In solchen Fällen ist es oft eine kleine Gruppe von Beteiligten, die sich als Vertreter der Zielkultur für diese einsetzen und in deren Interesse handeln. Natürlich kann massive Exposition die Wirkung der Interferenz erheblich unterstützen. Trotzdem ist die bloße Exposition an sich weder eine ausreichende noch eine notwendige Voraussetzung für das Zustandekommen von Interferenz.

Geprägt von unserer modernen Tradition, neigen wir dazu, die an Kontakten und Interferenzen beteiligten Gesellschaften als deutlich umrissene, ethnisch und national ausdifferenzierte Mengen zu sehen, die über klar definierte Kulturrepertoires verfügen. Dies bedeutet aber eine unberechtigte Einschränkung der Sichtweise. Interferenzen verlaufen nämlich bei allen Größen und auf allen Ebenen gesellschaftlicher Konfigurationen: Familien, Klänen, Völkerstämmen, ‚Klassen‘, ethnischen sowie geographisch organisierten Gruppen, genauso wie bei Nationen oder Nationalgruppen. Daher ist es nicht notwendig, theoretisch unter den so genannten intra- und intersystemischen Kontakten und Interferenzen zu unterscheiden, auch wenn sie praktisch auf Grund von unterschiedlichen Verfahren (oder vielmehr verschiedenen Optionen innerhalb derselben Verfahren) zustande kommen.

II. Gesetzmäßigkeiten der Interferenz

Vorläufig können drei Gruppen von Aspekten abgegrenzt werden:

Allgemeine Prinzipien der Interferenz:

1. Interferenz kommt mit hoher Wahrscheinlichkeit zustande.
2. Interferenz verläuft meistens in eine Richtung.
3. Interferenz kann sich auf bestimmte Bereiche beschränken.

nen. Interferenz ist somit eine Prozedur, die in einer Umgebung vorkommt, in welcher Kontakte zustande kommen und wo ein Transfer stattgefunden hat.

Beziehungen dieser Art gehörten schon immer zum historischen Dasein menschlicher Gesellschaften. Und die meisten Gesellschaften weltweit entstanden, überdauerten und wandelten sich eben unter dem Einfluss von Interferenz. Auf der anderen Seite wurden isolierte Gesellschaften – soweit es solche gab – mit zahlreichen Schwierigkeiten konfrontiert, wenn es ihnen denn überhaupt gelang, zu überleben (und vielen war es eben nicht beschieden). Voraussetzung für das Zustandekommen von Interferenz ist natürlich irgendeine Art von Kontakt – sei es ein direkter oder ein indirekter. Das Gegenteil trifft aber nicht unbedingt zu: Es gibt ja auch Kontakte, die keine relevanten Interferenzen nach sich ziehen. Daher handelt es sich bei ‚Interferenz‘ und ‚Kontakten‘ um zwei verschiedene Prozesse, die zwar klar und eindeutig miteinander verknüpft sind, sich aber keineswegs vollständig überschneiden. Beide können verschiedene geschichtliche Hintergründe haben, deswegen ist es bei ihrer Behandlung notwendig, von unterschiedlichen Fragestellungen auszugehen.

Eine der Formen, in denen sich Kontakte manifestieren, ist Gütertausch. Ob aus einer oder aus mehreren Richtungen eingeführt, können solche Güter zu wichtigen Bestandteilen der aufnehmenden Kultur werden. Zum eindeutigen Beispiel von Interferenz werden sie aber nur unter der Bedingung, dass sie in produktive Modelle umgewandelt werden – d. h. in aktive Komponenten des zweiseitigen Repertoires. Die einzelnen Gesellschaften mögen zwar gegenseitig auf ihre Ressourcen angewiesen sein, um bestimmte Aufgaben zu erfüllen und ihre Zwecke zu verfolgen; trotzdem darf man nur dann von Interferenz sprechen, wenn solche Gegenstände sich in der jeweiligen Kultur eingebürgert haben und anschließend dort produziert werden. Gewiss sind die ‚Grenzen‘ zwischen Interferenz und Fällen von aktiven Kontakten (d. h. von auffälliger Präsenz der importierten ‚Güter‘) nicht immer scharf. Dennoch gilt hier als Regel, das von außen bezogene Element getrennt und unabhängig von seiner Herkunft zu betrachten; sobald die ursprüngliche Quelle nicht mehr gebraucht wird, um den jeweiligen Bestandteil des Repertoires zu schaffen, lässt sich der Fall als Interferenz einstufen. Und sobald Interferenz zustande kommt, ist die Frage nach der Quelle bzw. Herkunft des Gegenstandes nicht mehr relevant. Wird dieser in das zweiseitige Repertoire aufgenommen, so betrachten es die meisten Gemeinheitsmitglieder als ihre interne Angelegenheit, ob das Element sich erfolgreich durchsetzt oder zum Misserfolg wird.

Verschiedenartige Kontakte können diverse Sorten von Interferenz erzeugen, was grundsätzlich davon abhängt, ob die Beziehungen direkt oder indirekt

Voraussetzungen für die Entwicklung bzw. das Auftreten von Interferenz:

4. Kontakte führen zwangsläufig zur Interferenz, soweit kein Widerstand geleistet wird.
5. Interferenz tritt auf, wenn ein System Elemente benötigt, die in seinem eigenen Repertoire fehlen.
6. Eine Kultur wird zur Quelle auf Grund ihres Prestiges.
7. Eine Kultur wird zur Quelle auf Grund ihrer Dominanz.

Prozesse und Prozeduren der Interferenz:

8. Interferenz kann sich auf nur einen Teilbereich der Zielkultur beschränken; anschließend kann sie in weitere Teilbereiche vordringen.
9. Das angeeignete Repertoire behält nicht unbedingt die Funktion bei, die es in der Ausgangskultur erfüllte.

III. Allgemeine Prinzipien der Interferenz

1. Interferenz kommt mit hoher Wahrscheinlichkeit zustande

Dass Interferenz immer und überall gegenwärtig ist, erscheint nicht immer als selbstverständlich. Da die Transferwege zuweilen über die Peripherie verlaufen und daher nicht ‚sichtbar‘ sind (vom Standpunkt der offiziellen Kultur aus), wobei man eher den Interferenzergebnissen in ihrer späteren, ‚eingebürgerten‘ Ausprägung denn in ihrem Anfangsstadium begegnet, erscheint es als ‚naturgemäß‘, von Interferenz als hypothetischer Erklärung für den jeweiligen Fall erst einmal abzusehen. Wie allerdings aus der Forschung hervorgeht, entstanden und entwickelten sich wahrscheinlich alle Systeme, die wir kennen, unter erheblicher Mitwirkung von Interferenzen. Es gibt keine einzige Kultur, die nicht durch Interferenz mit einer anderen, etablierteren Kultur entstanden ist; ebenso könnte keine Kultur auf der einen oder anderen Etappe ihrer Geschichte ohne Interferenz überleben. Interferenz ist nachweislich eher die Regel als die Ausnahme, unabhängig davon, ob sie nun ein prominentes oder ein unbedeutendes Ereignis in einer Kultur betrifft. Erst wenn die unsichtbaren Vorgänge der Interferenz aufgedeckt werden, kann ihre überragende Präsenz in vollem Umfang erkannt und anerkannt werden.

Eine Implikation dieser Erkenntnis lautet nun: Vor die Wahl zwischen der Interferenzhypothese und der Hypothese einer selbständigen Entwicklung gestellt, sollte man (trotz der üblichen Neigung) der Ersteren Vorrang geben – es sei denn, diese lässt sich auf Grund von stichhaltigen Gegenargumenten widerlegen. Somit wird man als Forscher ermutigt, nach Interferenz als einer sehr naheliegenden Erklärung zu suchen und diese nur dann abzulehnen, wenn man glaubhaft macht, dass eine andere Option plausibler ist.

Dass wir in einigen Kulturen, die uns heute als entfernt und isoliert vorkommen, keine Interferenz nachweisen können, ist durchaus wahr. Aber im Hinblick auf die überragende Evidenz von Interferenzen, die in den meisten Kulturen der Welt präsent sind, legt das Fehlen von Beweisen in bestimmten Fällen eher nahe, dass die Beweise noch nicht zur Verfügung stehen, als dass überhaupt keine Interferenz im Spiel war. Was wir noch vor einem Jahrhundert als völlig verschiedene Zivilisationen betrachteten, erwies sich als eng miteinander verbunden und wechselbezüglich. Tatsachen wie die, dass die Inkas kein Rad erfanden, untermauern natürlich die Hypothese von fehlenden Kontakten, zeigen aber andererseits die zentrale Rolle auf, die Interferenzen bei der Verbreitung von Neuerfindungen gespielt haben müssen.

Dass wir im Moment nicht wissen, wie die Kultur der Sumerer – die älteste bekannte Kultur der Welt – entstand, beweist noch lange nicht, dass keine Interferenz in Frage kommt. Manche Forscher führen Argumente dafür an, dass der sumerischen eine noch ältere Zivilisation zugrunde liegt. Aber auch wenn man die Sumerer als die Vorfahren der Weltkultur betrachten will (womit man bereit ist, ihre Kultur als eine nicht von außen beeinflusste Kultur anzunehmen), so gibt es immer noch genug Beweise für Interferenz in fast allen anderen Kulturen.²

2 Dies trifft für beinahe alle Kulturen der westlichen Hemisphäre zu. Zwar bleibt in der östlichen Hemisphäre die chinesische Kultur immer noch ein Rätsel, was ihre Entstehung und Frühentwicklung betrifft. Hinweise auf eine mögliche Verbindung zwischen Sumerern und Chinesen oder zwischen Sumerern und Ägyptern wurden nicht ernsthaft bestätigt. Vielleicht erweisen sich aber Untersuchungen in diese Richtung trotzdem als ergiebig. Ist man jedenfalls bereit, für die chinesische Kultur die Voraussetzung zu akzeptieren, die man für die Sumerer angenommen hat, so gilt auch in diesem Fall die Regel der Interferenz mit einer Vielzahl asiatischer Kulturen. In diesem Zusammenhang ähnelt die Rolle der chinesischen Kultur derjenigen Funktion, die das sumerische Kultursystem gegenüber dem akkadischen spielte (im Fall Chinesisch-Japanisch würde das tatsächlich eine auffallende Parallele sein) oder aber der Rolle des Lateins gegenüber den europäischen Kulturen im Mittelalter. Aber auch was die Beziehungen mit der westlichen Hemisphäre betrifft, ist ziemlich klar, dass China doch nicht ganz isoliert da stand und dass in bestimmten Epochen gewiss ein Austausch auf verschiedenen Ebenen ablief (vgl. Joseph Needham: *Science in Traditional China: A Comparative Perspective*, Hong Kong 1981, dort auch weitere bibliographische Hinweise).

Mehr noch, bei der Mehrheit von ihnen lässt sich ihre Abstammung von den Sumerern zurückverfolgen. Ohne Zweifel ist die akkadische (assyro-babylonische) Kultur die erste und unverkennbare Nachfolgerin der sumerischen. In der Tat sind die Prozesse, die sich anhand des Fallbeispiels Sumerisch-Akkadisch rekonstruieren lassen, so manchen Fällen auffallend ähnlich, die später im Verlauf der Geschichte in diversen Kulturen vorkamen.

Die Hauptmerkmale waren in diesem Fall: (1) Adaptierung des sumerischen Schriftsystems, (2) teilweise Adaptierung des Sumerischen durch die Akkadier, wobei die übernommene Sprache recht lange parallel zum Akkadischen funktionierte und den hohen Rang eines besonders ehrwürdigen Idioms bewahrte, (3) Übersetzungen ins Akkadische – Interlinearversionen von sumerischen Schlüsseltexten, die sich die Akkadier aneigneten, (4) gewöhnliche Übersetzungen, (5) Adaptationen und Bearbeitungen sumerischer Texte, (6) neue, auf dem übernommenen Repertoire basierende Texte, die im Akkadischen durch die Interferenz mit dem Sumerischen auftauchten und weiter entwickelt wurden.

Alle anderen Kulturen des Fruchtbaren Halbmondes verdanken ihr Repertoire – genauso wie sonstige Bestandteile ihrer Kultursysteme – mit Sicherheit den Akkadern. In den beiden Kulturen, die in der ugaritischen (? – 1200 v. Chr.) und hethitischen (1650-1200 v. Chr.) Sprache verschriftet wurden, lassen sich nicht nur Verwandtschaften im Repertoire aufzeigen, sondern auch – direkt und indirekt – Bedingungen nachweisen, die aus beiderseitigen Interferenzen resultiert haben müssen. Von der hebräischen Kultur des Altertums, die uns durch die Bücher des Alten Testaments zugänglich ist (diese sind übrigens nur ein Bruchteil dessen, was in dieser Kultur produziert wurde, aber immerhin auch viel im Vergleich zu dem, was sich etwa von den Phöniziern erhalten hat), lässt sich nicht nur zum Akkadischen (und dadurch zum Sumerischen), sondern offenbar auch zum Ugaritischen eine klare Verbindungslinie nachzeichnen³ (wie von Ginsberg, Cassuto, Gordon, Caquot et al. aufgezeigt; vgl. auch Avishur).

Von den Ugaritern, Phöniziern und Hethitern führt der Weg zu den Griechen. Die phönizische Provenienz des griechischen Alphabets steht außer Frage. Auch darüber, dass einige Hauptmerkmale der griechischen Mythologie sich aus dem Mittleren Osten herleiten, herrscht weitgehendes Einverständnis. Dabei darf es nicht ver-

3 Harold Louis Ginsberg: *The Ugarit Texts* [auf Hebräisch], Jerusalem 1936, Umberto Moshe David Cassuto: *Ha ela Anat* [Die Göttin Anath], Jerusalem 1958, Cyrus H Gordon: *Poetic Legends and Myths from Ugarit*, in: *Berytus* 25 (1977), S. 5-133, André Caquot, Maurice Szyner, André Herdner: *Textes ougaritiques*, Bd. I: *Mythes et légendes*, Paris 1974, Yitzhak Avishur: *Ketobot fenihiyot ve ha-miqra*, [Phönizische Inschriften und die Bibel], I-II, Jerusalem 1979 und Yitzhak Avishur: *Ketobot fenihiyot ve ha-miqra* [Phönizische Inschriften und die Bibel], I-II, Jerusalem 1979.

wundern, dass der Fall Homer sich nicht hinreichend erklären lässt. Die homerischen Texte entstanden gewiss auf Grund eines bereits hoch entwickelten heimischen Repertoires. Und auch wenn sie an bestimmte Quellen außerhalb der griechischen Kultur erinnern – die etwa über hethitische Wiedergaben von klassischen mesopotamischen Texten gewirkt haben dürfen (wenigstens was die Kontakte mit den Ioniern und Achäern betrifft)⁴ –, so weisen die homerischen Texte dabei auch Eigentümlichkeiten auf, die sich auf keine externen Quellen zurückführen lassen.

2. Interferenz verläuft meistens in eine Richtung

In kulturellen Kontakten gibt es keine Symmetrie. Oft wirkt sich die jeweilige Ausgangskultur auf die entsprechende Zielkultur aus, ohne sie dabei zu beachten. Manchmal kommt es zu einer geringfügigen Interferenz in die eine Richtung, während die Interferenz in die andere Richtung viel stärker ist.

4 Es wäre nicht angemessen, die Entwicklung und das Bestehen der interkulturellen Beziehungen zwischen Altgriechenland und dem Osten den Hethitern zuzuschreiben, obwohl die Rolle der Letzteren als Vermittler zur klassischen Tradition Mesopotamiens inzwischen etwas überzeugender bewiesen wurde. Das hethitische Großreich ging allerdings um 1200 v. Chr. unter, und es setzte eine Epoche ein, die von Beziehungen zwischen den Phöniziern und den das Festland bewohnenden Griechen geprägt war. Die Folge dieser Kontakte war vor allem der Transfer des phönizischen Alphabets (darunter auch der Buchstabennamen) ins Griechische und anschließend ins Etruskische und Lateinische, des Weiteren auch die teilweise Aneignung der phönizischen (kanaanitischen) Mythologie. Es gibt übrigens noch viele andere Beweise, welche die Hypothese eines umfangreichen Transfers ‚semitischer‘ Kulturemer quer über das Mittelmeer bekräftigen. Hierzu einige Beispiele: (1) die weit reichende phönizische Kolonisierung im Mittelmeerraum, die Zypern, Sizilien, Nordafrika, Spanien und die Provence (mit Masilla [‚Straße‘ im Phönizischen und Hebräischen] – Marsilia / Marseille als Zentrum) umfasste; (2) eine archaische Version des Alphabets, die den ursprünglichen phönizischen Buchstaben näher stand und sich bei den Etruskern erhalten hat (die nach wie vor von rechts nach links schrieben und einige Buchstaben beibehielten, die von den Griechen aus dem übernommenen phönizischen Alphabet gestrichen wurden); (3) nachweisliche Kenntnis des Phönizischen auch in Gebieten, wo es keine phönizischen Kolonien gab, wie z. B. in Anatolien (was aus den Inschriften von Karatepe hervorgeht – vgl. Tur-Sinai [N(aptali),H(erz) (N. Torzzyner)]: *Ha-lashon ve ha-sefer*, vol. 1: *Ha-lashon* [Die Sprache und das Buch. Bd. I: Die Sprache], Jerusalem 1954, S. 66-80, Francis Bron: *Recherches sur les inscriptions phéniciennes de Karatepe*, Paris 1979) oder in Etrurien. Die etruskisch-phönizischen Goldbleche von Pyrgi (bei Cerveteri; heute im Museo Etrusco di Villa Giulia, Rom, aufbewahrt) bezeugen ebenfalls die Kenntnis der phönizischen Kultur: Sie beziehen sich nämlich auf die phönizische Göttin Astarte (Aštar), welcher der etruskische Tempel in Pyrgi im frühen 5. Jh. v. Chr. geweiht war (vgl. Massimo Pallottino: *Genti e culture dell' Italia preromana*, Rom 1981).

3. Interferenz kann sich auf bestimmte Bereiche beschränken

Zwischen Gesellschaften, die entweder geographisch benachbart sind oder in demselben Gebiet vermischt miteinander zusammenleben oder aber sonst zueinander in Verbindung stehen (geographische Verbindungen können Handelswege sein, oder einfach ein ständig präsentenes Bewusstsein der ‚Existenz des Anderen‘), kann Interferenz auf mehreren Ebenen verlaufen, nicht unbedingt aber in allen Kulturbereichen. Dennoch scheinen solche Fälle, wo die Interferenz sich nur auf einen einzigen Bereich beschränkt, während alle anderen Ebenen unberührt bleiben, schwer nachweisbar. Zugleich sind teilweise Interferenzen zwischen Gesellschaften, die geographisch voneinander abgetrennt leben, durchaus denkbar.

Der Grund, warum eine Zielkultur womöglich nur mit einigen Bereichen der Ausgangskultur Kontakt hat und aus ihr schöpft, liegt eben in der heterogenen Systemstruktur, die jeder Kultur eigen ist. Das zielseitige Kultursystem ist der jeweiligen Quelle niemals in deren vollem Umfang ausgesetzt, auch nicht bei geographischer Nähe oder beim Zusammenleben im gemeinsamen Gebiet. Studien zur Immigration, Akkulturation und Assimilation liefern zahlreiche Belege, die diese These bekräftigen.

Voraussetzungen für die Entwicklung bzw. das Auftreten von Interferenz:

4. Kontakte führen zwangsläufig zur Interferenz, soweit kein Widerstand geleistet wird

Kontakte zwischen Gesellschaften brauchen nicht unbedingt Interferenz zu erzeugen. Angehörige verschiedener Gesellschaften mögen Waren und Informationen austauschen, Touristik betreiben oder sich gegenseitig in der Politik unterstützen, ohne sich dabei wesentlich aufeinander auszuwirken. Dass man Informationen aus der Ausgangskultur bezieht und weiter vermittelt oder sich mit dem fremden politischen System bekannt macht, um sich darin zurechtzufinden (dies gilt wohl häufig für die Gegenüberstellung ‚kleinere‘ vs. ‚größere‘ Nationen), oder dass man von einer Auslandsreise Andenken mitbringt, muss noch keine Interferenz zu Folge haben. Darüber hinaus können einzelne Gruppen nebeneinander leben oder sich gar untereinander mischen, offenbar ohne sich gegenseitig zu beeinflussen.⁵

5 Schon die bloße Assimilierung von Waren – gleich welcher Art – im jeweiligen Zielsystem macht sie eindeutig zum Ergebnis der Interferenz, auch wenn sie nicht vor Ort, d.h. in dem Zielsystem, produziert werden. Wenn die Amerikaner in Hongkong hergestellte T-Shirts kaufen,

Es fällt allerdings schwer, den Zeitpunkt genau festzulegen, zu dem man mit Entschiedenheit sagen könnte, Interferenz sei bereits im Gange. Dauerhafte Kontakte können – auch wenn sie keine augenfälligen Interferenzen erzeugen – den Zustand von Zugänglichkeit schaffen – einen Umstand, der das Phänomen Interferenz begünstigt. Auch bestimmte weit verbreitete Grundeinstellungen zu potentiellen Kontakten (und der daraus resultierenden Interferenz) können die tatsächlichen Verhaltensweisen beeinflussen, wenn Interferenz schon bald zu erwarten ist. Es kommt manchmal vor, dass stark nationalistisch gesinnte Gesellschaften jegliche Interferenz ablehnen, weil sie sie als Gefahr für die nationale Einheit empfinden. Zuweilen wiederum mag der Wunsch nach Veränderungen eine positive Einstellung zu den Gegebenheiten in anderen Gesellschaften fördern; mit Hilfe dieser Gegebenheiten erhofft man, der eigenen unerwünschten Situation zu entkommen, vorausgesetzt, dass sie in das heimische System übertragen werden.

In dem letzten Drittel des 19. Jh.s, als Paris sich zum internationalen Zentrum entwickelte, wurde Fremdenfeindlichkeit von diversen französischen Intellektuellen bzw. Meinungsbildnern genährt und bestärkt. Zola, Daudet und die Brüder Goncourt – um nur einige Beispiele zu nennen – wehrten sich mit aller Kraft dagegen, jegliche Produkte der hohen Kultur aus dem Ausland aufzunehmen und waren bemüht, die Unverträglichkeit der ausländischen Kultur mit dem ‚französischen Geist‘ zu beweisen. Zola, der uns gemeinhin als humanistisch gesinnter Verteidiger der Gerechtigkeit gilt, vereinte sein literarisches Credo mit einer negativen Haltung Ausländern gegenüber, und zwar durch Kritik an denjenigen französischen Schriftstellern, die ihre Handlung an Schauplätzen außerhalb Frankreichs haben spielen lassen.⁶

bedeutet das nicht, dass die Hongkong-Kultur mit der amerikanischen Kultur interferiert. Nehmen wir nun an, die T-Shirts aus Hongkong unterscheiden sich von den amerikanischen und werden von den Amerikanern nicht sofort, sondern erst schrittweise, bis zur völligen Adaptation akzeptiert. Obwohl dies mit keinen Veränderungen im Repertoire der US-Textilfabriken einhergeht, würde das amerikanische Repertoire dadurch schon eine Änderung erfahren haben. Würden sich die Amerikaner nun auf die Produktion von T-Shirts nach dem Hongkong-Modell umstellen, so wäre es zweifelsohne ein klares Beispiel vollzogener Interferenz.

- 6 In seiner Besprechung eines Theaterstücks von Ernst Blum schreibt Zola wie folgt: „Aussi, quelle étrange idée, d’être allé choisir la Suède, qui compte si peu dans les sympathies populaires de notre pays. Ce choix malheureux suffit à reculer l’action dans le brouillard. On raconte que M. Ernst Blum a promené son drame de nationalités en nationalités, avant de le planter à Stockholm. Il a eu ses raisons sans doute; mais je lui prédis qu’il s’en repentira pas moins d’avoir poussé le dédain de nos préoccupations quotidiennes jusqu’à nous mener dans une contrée dont la grande majorité des spectateurs ne sauraient indiquer la position exacte sur la carte de l’Europe. Nous rions et nous pleurons où est notre cœur.“ (Emile Zola: *Le naturalisme au théâtre*, Paris 1928, S.187) Vgl. auch Stellan Ahlström: *Strindbergs erövring av*

Andere Gemeinschaften wiederum lehnen es nicht so heftig ab, Anleihen bei externen Quellen zu machen. Sie sind durch eine gewisse Offenheit gegenüber fremden Kulturen – und dem Multikulturellen überhaupt – gekennzeichnet. In manchen Gesellschaften herrscht sogar die Überzeugung, „alles, was vom Ausland kommt, müsse gut sein“ – nach dem ohne weiteres akzeptierten Denkschema: „Das ist bereits drüben Mode, warum sollen wir zurückbleiben“. Bei näheren und engeren Kontakten zwischen einzelnen Gemeinschaften – so etwa den Polen und den Ukrainern in östlichen Gebieten des Österreichisch-Ungarischen Reiches – fragt man sich, ob die separatistischen Nationalideologien uns für die vollzogene Interferenz nicht etwa blind gemacht haben. Dennoch bleibt die schwierige Frage offen, inwieweit die Schlussfolgerung begründet ist, Kontakte würden früher oder später – erwünscht oder unerwünscht – sehr wohl irgendeine Art Interferenz hervorbringen. Vertritt man dagegen den Standpunkt, eine solche Interferenz vollziehe sich womöglich auf Grund einer Lücke, vor dem Hintergrund herrschender Gleichgültigkeit oder fehlenden Widerstands im Zielsystem, so läuft es doch auf die gleiche Hypothese hinaus.

Obwohl also eine Gemeinschaft auch bei unvermeidbaren Kontakten sich gegen Interferenz wehren mag, ist sie nicht in der Lage, auf allen Ebenen bzw. über einen längeren Zeitraum Widerstand zu leisten. Die Fragestellung lautet also vielmehr: Wann wird Interferenz zum Hauptfaktor in der jeweiligen Kultur – und nicht, ob überhaupt Interferenz bei bestehenden Kontakten zustande kommt. So wie wir den Begriff der ‚Stratifikation‘ verstehen, wäre es durchaus plausibel, etwa von der Hypothese einer dauerhaften Interferenz an der Peripherie der Kultur auszugehen. Dieser Zustand kann sich allmählich über eine längere Periode (die sogar mehrere Generationen dauern kann) entwickeln, bevor die Interferenz an der ‚Oberfläche‘ – d.h. in der offiziellen, dominierenden Kultur – erscheint. Ob sie nun erkannt wird oder es doch nicht vermag, bis zur Oberfläche vorzudringen, hängt von den Bedingungen im Zentrum ab, welche die Interferenz entweder fördern oder durch Widerstand neutralisieren können.

Wer nun erwartet, dass Kontakte unter allen Umständen Interferenzen erzeugen, wird leicht verwirrt durch die Beispiele, die eher als ‚Abweichungen‘ erscheinen. Man fragt sich etwa, warum verschiedene Volks- bzw. Nationalgruppen nach jahrhundertlangem Zusammenleben auf einem relativ so kleinen Gebiet wie Europa sich immer noch größtenteils auseinanderhalten – trotz ihres gemeinsamen Kulturerbes und intensiver Kontakte (sowie massiver Interferenzen auf diversen Ebenen). Die Schweiz alleine könnte den Forscher in Verwirrung bringen. Aber auch in Frankreich

Paris, Stockholm 1956, S. 164-165 und Kela Nyholm: Henrik Ibsen paa den franske Scene, in: *Ibsen-årbok 1957-1959*, S. 7-78.

– dem am stärksten zentralisierten und anscheinend strikt vereinheitlichten Staat Europas – gibt es immer noch kleine und große Minderheiten, die sich Interferenzen auf verschiedenen Kulturebenen erfolgreich entgegensetzen, wie etwa die Bretonen und – einigermaßen – die Okzitanen (über 16 Mio. Menschen).

Hierzu einige Bemerkungen:

(1) Jüdische vs. hellenisch-römische Kultur in Palästina im Zeitraum 100 v. Chr.-600 n. Chr. Es dauerte 200 bis 400 Jahre, bis die Juden bestimmte Charakteristika der hellenischen Kultur akzeptierten, nachdem sie sich ihr mit aller Kraft widersetzt hatten. Erst als die anfangs abgelehnten Eigenschaften neutralisiert wurden, waren sie keine potentielle Gefahr mehr für die heimische Kultur.⁷

(2) Hebräische vs. arabische Kultur in Mesopotamien nach der moslemischen Eroberung im 7. Jahrhundert. Die lokale Bevölkerung hat sich die neue Sprache rasch angeeignet, allerdings nicht auf Kosten der vollständigen Verdrängung ihres eigenen Dialektes.⁸ Dennoch brauchte die jüdische Kultur beinahe drei Jahrhunderte, bis sie in ihren Hauptverfahren zur Erzeugung kultureller Güter von der hoch entwickelten Kultur ihrer arabischen Nachbarn Gebrauch machte.⁹

7 An diesem Vorgang war eine ganze Reihe von Kulturen beteiligt, nicht nur im Bereich der Architektur und Bekleidung, sondern auch in Bestattungsformen oder gar in der Sprache. Die Entdeckung der hellenischen Bilderkunst in mehreren Synagogen in Galiläa und Syrien (die berühmteste in Dura-Europos) war für Historiker eine richtige Überraschung (vgl. Carl Herman Kraeling: *The Excavations at Dura-Europos*, vol. 8: *The Synagogue*, New Haven 1956). Die allmähliche Verschmelzung griechischer Komponenten mit dem Aramäischen während der römischen und byzantinischen Epoche in Palästina ist ein bekanntes Phänomen. Dennoch ist es erstaunlich, im späteren Aramäisch der palästinischen Juden solchen Schlüsselwörtern zu begegnen wie *kyrios* („Gott“) und *angelos* („Engel“) (vgl. Joseph Heinemann: *Remnants of Ancient Piyutim in the Palestinian Targum Tradition*, in: *Ha-Sifrut* 4 (2) (1973), S. 362-375 [auf Hebräisch; Zusammenfassung auf Englisch]).

Zur Diskussion über architektonische Gegenstände in ihrer Rolle als Kultureneme vgl. Yoram Tsafir: *Al meqor icubam ha-adrikali shel bate ha-keneset ha-qedumim ba Galil – Haaraka mexudeshet* [Zu den architektonischen Quellen der antiken Synagogen in Galiläa – eine Neuevaluation], in: *Cathedra* 20 (1981), S. 29-46, und Eretz: *Israel from the Destruction of the Second Temple to the Muslim Conquest*, vol. 2: *Archaeology and Art*, Jerusalem 1984 [auf Hebräisch; Inhaltsverzeichnis auf Englisch].

8 Eigentlich haben die Juden (genauso wie die Christen) in Mesopotamien (im Irak) sich eine sprachliche Varietät angeeignet, die später in der moslemischen Gemeinschaft schwand; die Juden verschmolzen sie mit ihrer aramäischen Mundart, um daraus eigene Dialekte zu entwickeln (vgl. Haim Blanc: *Communal Dialects in Baghdad*, Cambridge 1964 sowie Joshua Blau: *The Emergence and Linguistic Background of Judaeo-Arabic*, Oxford 1965, wo sowohl die jüdische als auch die christliche Ausprägung des Arabischen behandelt werden).

9 Rina Drory: *The Emergence of Jewish-Arabic Literary Contacts at the Beginning of the Tenth Century* [auf Hebräisch], Tel Aviv 1988 [=Literature, Meaning, Culture 17], und *Models and Contacts*, Leiden 2000.

5. Interferenz tritt auf, wenn ein System Elemente benötigt, die in seinem eigenen Repertoire fehlen

Das Bedürfnis nach Neuem kann aufkommen, wenn die junge Generation spürt, dass die herrschenden Normen ihre Gültigkeit im System verloren haben und daher durch neue ersetzt werden müssen. Stellt das heimische Repertoire keine Optionen zur Verfügung, die eine derartige Veränderung ermöglichen, wohingegen ein zugängliches Nachbarsystem offenbar solche besitzt, wird Interferenz mit hoher Wahrscheinlichkeit stattfinden.

Die Frage, ob ein solches Bedürfnis nicht als Ergebnis irgendwelcher interner Entwicklungen in der jeweiligen Kultur vorkommt, sondern vielmehr dadurch, dass in einer Nachbarkultur bestimmte Optionen bestehen, muss beim heutigen Forschungsstand dahingestellt bleiben.

6. Eine Kultur wird zur Quelle auf Grund ihres Prestiges

Eine Kultur kann zur Quelle werden, wenn sie als nacheiferswertes Modell gilt. Das Prestige einer Kultur hängt von verschiedenen Faktoren ab – etwa von Etabliertheit und offensichtlicher Präsenz im System der Weltkultur. Diese beiden Größen bilden ein dichtes Netzwerk von wechselseitigen Beziehungen und Zusammenhängen. Politische und/oder wirtschaftliche Macht an sich sind keine notwendigen Voraussetzungen für Prestige, aber gewiss dafür unentbehrlich, deutlich wahrnehmbar (präsent) zu sein, was wiederum einen hohen Prestigewert erzeugt. Darüber hinaus wird die politische Machtposition, die einer Kultur im Anfangsstadium zur Wahrnehmbarkeit (Präsenz) verholfen hat, möglicherweise nicht mehr gebraucht, sobald das Prestige erlangt wird. Eine politisch überlegene Macht mag deswegen in denjenigen Kulturbereichen, die sie selbst noch nicht entwickelt hat, Anleihen machen bei einer politisch unterlegenen Macht, die in eben diesen Kulturbereichen hohes Ansehen genießt. So verhielt es sich etwa mit der altgriechischen Kultur in Rom.

Im Fall der französischen Kultur ist bei Weitem nicht klar, ob ihr jahrhundertlang bestehender Rang unter den europäischen Kulturen tatsächlich auf die politische Macht Frankreichs zurückzuführen ist. In machen Perioden mag diese Erklärung zutreffen, in manchen wiederum überhaupt nicht. Die Verbreitung französischer Kulturmodelle und Kulturgüter (sowohl im materiellen als auch im semiotischen Sinne) im Hochmittelalter (1000-1400) darf nicht getrennt betrachtet werden von der Zentralität Frankreichs, die es seiner Sonderstellung im Karolingischen Reich verdankte. Es dauerte aber noch einige Zeit, bis Frankreich

seine Machtposition erlangte und eine Machtpolitik betreiben konnte, die wiederum im Bereich des Kulturkonsums ihre Wirkungen zeitigte. Ich bin überzeugt, dass die auf kulturellen Grundlagen aufgebaute Geltung Frankreichs schon lange vor dem Höhepunkt seiner politischen Macht etabliert wurde und noch lange nach deren Niedergang fortbestand.¹⁰

Der Vorteil, den Frankreich in einer relativ frühen Phase bieten konnte, beruhte auf seiner Etabliertheit. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Franzosen viele für die anderen zugängliche Einrichtungen auf mehreren Ebenen entwickelt, während andere Kulturen erst dabei waren, sich zu organisieren. Genauso wie England und vorher noch Irland, konnte auch Frankreich z. B. sprachliche, theologische, handwerkliche u. a. Sachkenntnisse zur Verfügung stellen; diese hingen mit der neuen Religion zusammen, die auf weiten Gebieten Europas, welche nicht zum Römischen Reich gehört hatten, angenommen wurde. Um mit Pierre Bourdieu zu sprechen, hat Frankreich neben seinen weltlichen Reichtümern – die ja im 9. und 10. Jahrhundert die Bevölkerung der Peripherie so stark anlockten – ein enormes kulturelles Kapital akkumuliert, das keine Gemeinschaft hätte ignorieren dürfen, solange sie sich innerhalb des weltkulturellen Beziehungsgeflechts nach dem Prinzip der Gleichheit und Wettbewerbsfähigkeit einrichten wollte. Das ist m.E. der Grund dafür, warum die Kultur Frankreichs eine so wichtige Rolle für die nordischen Völker oder für Deutschland und Russland im Laufe ihrer Geschichte spielte.

Für Island und Norwegen, die ihr Modell des Christentums im Wesentlichen aus England übernahmen, war die französische Kultur trotzdem von großer Bedeutung. In Frankreich hielt sich einer der Gründungsväter der isländischen Kultur auf, nämlich der Gelehrte und Geschichtsschreiber Sæmund der Weise (*Sæmundr inn Froði*, ‚der Kundige‘, 1056-1133). Damit legitimierte er weitere Kontakte mit Frankreich und begründete das Bewusstsein, dass die französische Kultur einen stets zugänglichen Bezugspunkt für die Maßstäbe der isländischen Kirche darstellt.¹¹ Darüber hinaus konnte Frankreich Experten zur Verfügung stellen, die gebraucht wurden, um Studenten an der neu gegründeten Klosterschule in dem nordisländischen Hólar bestimmte, zur europäischen Kul-

10 Die Rolle, die ein einflussreiches Weltbild (wie etwa die Religion) dabei erfüllt, Interferenz auf Grund von Prestige in Gang zu setzen, ist in allen möglichen Ideologien offensichtlich. In dieser Hinsicht gibt es keinen Unterschied zwischen der Rolle des Christentums im Hochmittelalter und der Rolle, die spätere Ideologien gespielt haben, wie z. B. die Französische oder – etwas später – die Russische Revolution.

11 Für Quellen und weitere Details vgl. Bruce E. Gelsinger: *Icelandic Enterprise: Commerce and Economy in the Middle Ages*, Columbia 1981, S. 135-140.

tur gehörende Fertigkeiten beizubringen.¹² Außerdem wurden religiöse Artefakte französischer Herkunft, insbesondere aus Dinant, Limoges und Rheims, nach Island importiert, wo sie die lokale Kunst nicht wenig beeinflussten.¹³ Es gibt allerdings keinen Beweis, dass sie direkt aus Frankreich kamen (Gelsingers zum Beispiel führt dies nicht auf unmittelbare französisch-isländische Beziehungen zurück, sondern vielmehr auf eine mögliche Vermittlung durch die Norweger).

Somit war die Position Frankreichs in der offiziellen nordischen (besonders der norwegisch-isländischen) Hochkultur schon lange vor der Zeit begründet worden, als Frankreich die entscheidende Rolle in anderen Bereichen dieser Kultur zu spielen begann. Zusammen mit französisch-lateinischen exegetischen Quellen kam aus Frankreich eine Fülle von Stoffen, Motiven und Bildsymbolik der Ritterkultur, die ein ganzes Repertoire an neuen Grundeinstellungen und Denkmustern begründete. Beim Verfassen schriftlicher Texte – einer in hohem Maße ‚zentralen‘ Tätigkeit, die Voraussetzung zur Herausbildung der nordischen Gesellschaften in der neuen mittelalterlichen Epoche war – wurden diese Motive und Symbole meistens durch Übersetzungen vermittelt und bald auf die Bedürfnisse des lokalen Schrifttums zugeschnitten. In zahlreichen isländischen Sagen aus der späteren Zeit ist das ritterliche Weltbild (von dem es heißt, es habe den Großteil der üblichen Einstellungen und Denkschemata in diesen Werken ge-

12 Die Schule in Hólar wurde 1106 gegründet, als Jón Ögmundarsson, gerade eben zum Bischof von Lund geweiht, nach Island zurück kam. „Unter den von Jón angestellten Lehrern war Gísli Finsson aus Gautaland (Schweden) Schulleiter und Lateinlehrer. Ein anderer hieß Ríkini und wurde als Franzose bezeichnet. Er lehrte Gesang und Dichtung und war selbst ein geschickter Könnler in den beiden Gebieten“ (Gabriel Turville-Petre: *Origins of Icelandic Literature*, Oxford 1975 [1953], S. 111). In der Bischofs saga „*Jóns saga helga*“, in den ersten Jahren des 13. Jh.s von dem Mönch Gunnlaugr Leifsson (gest. 1218) niedergeschrieben, ist dem Lehrer Ríkini ein recht ausführlicher Abschnitt gewidmet. Die Saga wurde ursprünglich auf Lateinisch verfasst und vom Autor nachträglich ins Isländische übersetzt, wobei nur diese zweite Fassung sich erhalten hat. Obwohl stilistisch dem Standard einer üblichen europäischen Hagiographie verpflichtet (Régis Boyer: *Les sagas islandaises*, Paris 1986, S. 63), enthält sie eine liebenswürdige Beschreibung, wie Ríkini (zumindest teilweise und indirekt) Zeuge wird, wie seine außergewöhnlichen Fertigkeiten gefeiert werden. Zum Schulleiter wurde zwar sein schwedischer Kollege bestellt, trotzdem aber scheint es, dass Dichtung und Gesang die Studenten weit mehr ansprachen als Latein („*Grammatica*“), und dass Ríkini sowohl seine Schüler mochte, wie auch selbst ihre Sympathie genoss (*Jóns saga helga [eldri gerð]*, 1953, etc. S. 42). Natürlich ist die Anwesenheit des Ríkini an sich noch kein Beweis eines umfangreichen Transfers der französischen Kultur nach Island, aber in Verbindung mit anderen – direkten und indirekten – Interferenzfaktoren ist sie sicherlich ein Hinweis darauf, dass die isländische Gemeinschaft sich in dieser Zeit an der französischen Kultur orientierte.

13 Björn Th. Björnsson: *Myndlístarsaga*, in: Sigurður Lindal (Hrsg.): *Saga Islands*, II. *Hið íslenska bókmenntafélag, Sögufélagið*, Reykjavík 1975, S. 261-281, hier S. 270.

prägt – Sveinsson¹⁴) besonders deutlich zu erkennen (Hallberg¹⁵; Turville-Petre¹⁶ [hier auch weitere Sekundärliteratur]; Gelsing¹⁷; Lönnroth¹⁸ sowie Stefánsson¹⁹).²⁰

7. Eine Kultur wird zur Quelle auf Grund ihrer Dominanz

Eine Kultur kann für andere Kulturen zur Quelle werden, wenn sie auf Grund außerkultureller Voraussetzungen eine dominierende Stellung einnimmt. Sicherlich besitzt eine herrschende Kultur häufig auch Prestige, allerdings muss ihre überlegene Position nicht gerade aus diesem Prestige resultieren. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die Situation, wenn eine Kolonialmacht ihre Kultur unvermeidlich macht, indem sie ihre Sprache und ihr Schrifttum der unterdrückten Gemeinschaft aufzwingt. Dass die Engländer und die Franzosen viele unter ihrem politischen Einfluss stehende Kulturen dominierten, ergibt sich einfach aus dieser Einflussnahme. Grundsätzlich trifft dieses Prinzip auch für die meisten Minderheitengruppen zu.

Kolonial- bzw. imperialistische Mächte sind offenbar nicht immer in gleichem Maße daran interessiert, den unterworfenen Völkern die eigene Kultur einzupflegen; ihre Handlungsweisen laufen aber letztendlich oft aufs Gleiche hinaus. Die Verhaltensweisen Frankreichs und Englands in dieser Hinsicht waren jeweils unterschiedlich. Trotzdem aber hat sich die englische Kultur in solchen Ländern wie Indien, dem Irak oder Schwarzafrika beinahe so fest eingewurzelt wie die französische in Nordafrika, im Libanon und in Indochina.

14 Einar Ólafur Sveinsson: *The Age of Sturlungs*, Ithaca 1953.

15 Peter Hallberg: *The Icelandic Saga*, translated, with introduction and notes by Paul Schach, Lincoln 1962.

16 Turville-Petre: *Origins of Icelandic Literature*, S. 82.

17 Gelsing: *Icelandic Enterprise: Commerce and Economy in the Middle Ages*.

18 Lars Lönnroth: *European Sources of Icelandic Saga-Writing*, Stockholm 1965; und *Njál's Saga: A Critical Introduction*, Berkeley, Los Angeles 1976.

19 Magnús Stefánsson: *Kirkjuvald Eflist*, in: Lindal: *Saga Islands*, II, 57-144.

20 Der Fortbestand der kulturellen Macht trotz des politischen Untergangs ist ein nachgewiesenes Phänomen. Es kam häufig vor, dass eroberte Völker ihre Kultur dank deren Prestige auf die Eroberer übertrugen. So haben die germanischen Stämme die Grundlagen ihrer offiziellen Kultur von den besiegten gallischen und italischen Völkern übernommen. Kolonisatoren können sich ebenfalls wie Eroberer dieser Sorte verhalten – dies war wahrscheinlich bei den Akkadern der Fall, die sich die Kultur der Sumerer aneigneten, um deren Sprache und Erbe jahrhundertlang aufs Sorgsamste zu pflegen. Genauso respektvoll wurde die hellenische Kultur von den Römern behandelt und später die römische Kultur der Italier und Gallier von deren germanischen Eroberern.

Eine Dominanz imperialistischer Art erzwingt also von dem unterdrückten System Kontakte und mag daher Interferenz erzeugen, auch wenn das System Widerstand leistet. Wo aber das Zielsystem noch nicht etabliert oder gerade in eine Krise geraten ist, wird es womöglich keinen Abwehrmechanismus entwickeln. Ein solcher kann sich aber auch nachträglich bilden, wenn sich herausstellt, dass viele der – wie es schien – endgültig angeeigneten Repertoreme einen bloß vorübergehenden Charakter hatten.

Prozesse und Prozeduren der Interferenz:

8. Interferenz kann sich auf nur einen Teilbereich der Zielkultur beschränken; anschließend kann sie in weitere Teilbereiche vordringen.

Auch wenn die Übernahme bestimmter Elemente der Ausgangskultur auf der Hand liegt, besteht nicht unbedingt eine systemübergreifende Interferenz. Normalerweise bleiben gewisse Bereiche unberührt, während die anderen massiver Beeinflussung ausgesetzt sind oder wortwörtlich durch Aneignung geschaffen werden. Beispielsweise kann ein Modell, das in der Zielkultur bisher nicht vorhanden war, durch Aneignung in ihr System eingeführt und dort integriert werden.

Interferenz mag sich ebenfalls nur auf die eine Ebene beschränken, z.B. auf das Zentrum der Zielkultur oder deren Peripherie. Das Repertoire der Ausgangskultur kommt also mit der höheren oder niedrigeren Ebene des zielkulturellen Systems in Berührung und breitet sich anschließend auf die weiteren Ebenen aus. Obwohl ursprünglich durch Interferenz zustande gekommen, ist ein solches Repertoire – sobald es ‚übergegriffen‘ hat – nicht mehr Gegenstand einer unmittelbaren Interferenz, sondern vielmehr Ergebnis von internen Prozessen innerhalb der Zielkultur. Da die herkömmliche Kulturwissenschaft das Phänomen der Interferenz (im Sinne von ‚Beeinflussung‘) als eine Frage der Überlegenheit vs. Unterlegenheit betrachtet, wird man sich wohl nicht so leicht mit der Tatsache abfinden, dass die ‚beeinflussende Partei‘ zuweilen weniger raffiniert und anspruchsvoll ist als diejenige, die dem ‚Einfluss‘ untersteht.

Viele der ‚peripheren‘ Kulturen nehmen Elemente eines allgemein akzeptierten Kulturrepertoires auf, nachdem diese sich in ‚zentralen‘ Kulturen ihrer Zeit etabliert haben. Man schöpft dabei nicht unbedingt direkt aus der Hauptquelle; der Aneignungsprozess wird vielmehr durch sekundäre Vermittler vollzogen, die recht schematische, womöglich akzeptablere und daher leichter zu übernehmende Modelle ausgearbeitet haben.

9. Das angeeignete Repertoire behält nicht unbedingt die Funktion bei, die es in der Ausgangskultur erfüllte.

Die Hypothese, dass die jeweilige Funktion, soweit sie von ihrer ursprünglichen Stelle im System verschoben wird, in der Regel in einer Verwandlung untergeht (wie man es mit Tynjanov formulieren kann – insbesondere Tynjanov²¹), wurde in Studien zur Interferenz hinreichend begründet. Jedes angeeignete Element aus einer externen Quelle kann – im Hinblick auf die Überlegenheit der heimischen Beschränkungen – im zweiseitigen System eine unterschiedliche Funktion erfüllen.

Im Rahmen einer größeren Struktur betrachtet, kann jede Kultur – die sich entweder als ein teilweises oder als eigenes vollständiges Polysystem entfaltet hat – bestimmte Elemente eines Repertoires bzw. sonstige Bestandteile eines Ausgangssystems übernehmen, nachdem diese sich lange vorher in der ersten Instanz etabliert haben. Vor diesem Hintergrund haben Produkte, die in der jeweiligen Zielkultur zu einem späteren Zeitpunkt erzeugt werden als ihr Prototyp, höchstwahrscheinlich einen sekundären Charakter im Vergleich mit den Primärmodellen im entsprechenden Ausgangssystem. Der primäre oder sekundäre Charakter hat aber für die Produkte selbst keine Relevanz; worauf es ankommt, ist die Position, die sie im Zielsystem einnehmen, und nicht ihre etwaigen Gegenstücke in irgendeinem Ausgangssystem. Nur im Fall von Wechselbezüglichkeit – auch einer geringfügigen, z. B. durch periphere Übersetzungen – kommt der letztgenannte Sachverhalt zum Vorschein. Dies ist ein schlüssiger Beweis dafür, dass der Stellenwert eines jeden Gegenstandes innerhalb der Kultur systemabhängig ist.

Diese Schlussfolgerung legt nahe, dass die jeweilige Zielkultur die gegenwärtigen Bestände ihrer Ausgangskultur häufig ignoriert und stattdessen auf frühere diachronische Phasen zurückgreift, die vom Standpunkt des Zentrums der Ausgangskultur aus oft als veraltet gelten. Die Richtung der Interferenz kann aber manchmal als eine einzige, einheitliche Linie verlaufen, während es in anderen Fällen diverse miteinander konkurrierende und inkongruente Versuche sind, die verschiedene Gruppen innerhalb der Zielkultur unternehmen. Gegenwärtige Züge können sich dann mit denjenigen aus früheren Phasen vermischen – was eindeutig darauf hinweist, dass die Position der jeweiligen Elemente im Ausgangssystem nicht unbedingt auch im Zielsystem eine Rolle spielt. Will man also den zweiseitigen Status eines übernommenen Gegenstandes diskutieren, so darf man nicht von seiner selbstverständlichen Position in der Ausgangskultur ausgehen. Wenn die Ausgangsposition in manchen Fällen von Bedeutung sein soll, muss ihre Relevanz durch beweiskräftige Argumente untermauert werden.

21 Jurij Tynjanov: *Arxaisty i novatory*, Moskau 1929 [Nachdruck: München 1967].

Beim heutigen Forschungsstand der Interferenztheorie kann man wohl nicht entscheiden, unter welchen Umständen eine Zielkultur zu einem veralteten bzw. einem neuartigen Repertoire des Ausgangssystems greift. Mitglieder von Minderheitsgruppen, von Innovationszentren (meistens Hauptstädten) häufig weit entfernt, erwerben ihre Kenntnis der Ausgangskultur auf eher herkömmlichen Wegen im Vergleich mit ihren Zeitgenossen, die näher zum Zentrum leben. Manchmal aber verhält es sich gerade umgekehrt. Generalisierungen anhand einer begrenzten Anzahl von Fallbeispielen wären also nicht gerechtfertigt. Man muss wenigstens zugeben, dass wir noch umfangreiche Forschungsarbeit in mehreren verschiedenen Kulturkreisen durchführen müssen, um die vorläufigen Verallgemeinerungen zu begründen.

Aus dem Englischen übersetzt von *Katarzyna Lukas*

Ästhetik und Kulturwandel

Peter Sandrini

Hypertexte als Zieltexte: Kulturspezifika und ihre Rolle für die Translation 225

Julian Maliszewski

Zur Pragmatik eines gelungenen Dolmetscheinsatzes 239

Brigitte Schultze, Ewa Makarczyk-Schuster

Theorie und Praxis des Dramenübersetzens. Ein Werkstattbericht 255

Małgorzata Korycińska-Wegner

Filmübersetzen und Hermeneutik. Das Drehbuch als Übersetzungsvorlage
am Beispiel von „Sonnenallee“ und „Good bye, Lenin!“ 271

Zu den Autoren 291